

Die berechnete Erzählung

Texte, Musik und Filme, die viel gekauft werden, werden bei Weitem nicht immer zu Ende gelesen, gehört oder gesehen. Die digitale Technik zeigt exakter denn je, welche Werke wirklich beliebt sind. Es wird die Produktion verändern

VON JOHANNES BOIE

An dieser Stelle erst mal Glückwünsche an Thomas Piketty. Der Wirtschaftswissenschaftler von der Paris School of Economics, den bis vor ein paar Monaten nur Kollegen vom Fach kannten, hat mit „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ nicht nur den Theorie-Bestseller des Jahres geschrieben. Er ist jetzt auch Erstplatzierte auf einer Liste im *Wall Street Journal*. Der Mathematiker und Kolumnist Jordan Ellenberg hat sie erstellt, und den Index, den er zur Berechnung der Liste nutzte, hat Ellenberg auch gleich Piketty-Index getauft. Was für eine Ehre für den Franzosen – und was für eine Schmach. Piketty führt nämlich die Liste jener Autoren an, deren Bücher nach nur sehr kurzer Lektüre schon wieder aus der Hand gequert werden.

Die nicht ganz ernst gemeinte Auflistung hat Ellenberg mithilfe einer kleinen Rechnung erstellt. Er notierte, welche fünf Stellen in einem Buch am häufigsten von Lesern markiert worden waren. Und dann bildete er aus den Seitenzahlen der Markierungen einen Mittelwert, den er durch die Gesamtzahl der Buchseiten teilte. So ermittelte er, wie weit die Leser kamen, ehe ihr Interesse abbrach.

Ellenberg beschränkte sich auf E-Books, weil Amazon Markierungen aller Kindle-Leser veröffentlicht. Alle anderen Käufer des jeweiligen digitalen Buches können sie also sehen. Weshalb Statistiken künftig automatisiert erstellt werden könnten.

Direkt hinter Piketty liegt der Astrophysiker Stephen Hawking mit „Eine kurze Geschichte der Zeit“, deutlich besser steht es

um den Romanklassiker „Der große Gatsby“ von F. Scott Fitzgerald.

Legt man ähnliche Maßstäbe in Deutschland an, stellt man fest, dass es bei Peter Sloterdijks neuem Großessay „Die schrecklichen Kinder der Neuzeit“ nur bis Seite 53 Markierungen gibt – und das bei insgesamt 489 Seiten. Frank Schätzing's Roman „Breaking News“ bringt es dagegen bei 955 Seiten auf Markierungen bis Seite 836. Der Leser bleibt also offenbar dran, ebenso übrigens wie – nach Ellenbergs Berechnungen – an Donna Tartts monumentalem Roman „Der Distelfink“.

Die Markierungen bei Peter Sloterdijks jüngstem Großessay enden auf Seite 53

Ellenbergs Untersuchung hat allerdings Schwächen. Nicht alle Leser lesen E-Books, nicht jeder, der aufhört, Textstellen zu markieren, hört auf zu lesen. Und nicht alle, die lesen, markieren Textstellen, obwohl die Funktion komfortabel ist. Gerade in deutschen Werken verwenden Leser sie kaum. Außerdem zeigt sich, dass markierte Sätze von weiteren Lesern ebenfalls markiert werden, so dass sich der Effekt verstärkt.

Kurzum: Weder die Untersuchung im *Wall Street Journal* noch die Angaben für die deutschen Bücher sind wirklich akkurat, es handelt sich eher um Indizien als um Beweise.

Das könnte sich jedoch ändern. In Zukunft werden schließlich fast alle Medien – Bücher, Songs, Filme, Serien, Nachrichten – digital vorliegen und digital konsumiert werden. Das bedeutet, dass die Re-

zeption – also das Hören, Lesen, Sehen – viel exakter überwacht werden kann, als das bislang der Fall ist.

Für Amazon etwa dürfte es kein Problem sein, exakt aufzuzeichnen, wie lange Leser auf welcher Buchseite im Kindle verweilen. Musikdienste wie Spotify können bereits heute genau sagen, welche Lieder von wem wie lange und wie oft gehört werden, und wo wie viele Nutzer abschalten.

Kameras auf Fernsehern oder, noch einfacher, Programmcode in Videostreams können künftig auch die Reaktionen von Zuschauern zuverlässig ermitteln. Auf Videoseiten geschieht das bereits heute. Auch die *Süddeutsche Zeitung* erhebt, sofern die Leser einer entsprechenden Datenschutzerklärung zugestimmt haben und unter Rücksichtnahme auf geltende Datenschutzbestimmungen anonymisierte Daten darüber, welche Artikel in der SZ-App gelesen werden.

Die so erhobenen Daten lassen zunächst nur Rückschlüsse auf das Verhalten des Lesers, Hörers oder Zuschauers zu. Es kann natürlich sein, dass jemand aufhört zu lesen, weil er plötzlich ins Krankenhaus muss. Aus massenhaften Daten jedoch lässt sich recht zuverlässig schließen, was die Menschen in ihre Köpfe lassen – und was nicht.

Nicht zuletzt in der Kultur wird dies womöglich noch viele erschüttern, denn die exakte Kenntnis darüber, wann Menschen aufhören, sich für ein Produkt zu interessieren, wird dazu führen, dass sich Produkte verändern. Der Markt dringt hocheffizient vor in die Verästelungen von Texten, in einzelne Takte von Liedern, in einzelne Szenen eines Videos.

Werbefirmen nutzen diese Technik längst, um Spots so zu filmen und zu schneiden, dass die Aufmerksamkeit der Zuschauer am höchsten ist, wenn das zu preisende Produkt ins Spiel kommt.

Früher blieb der Leseabbruch ein privates Geheimnis, das Buch stand weiterhin im Regal. Heute kann es vom Kindle gelöscht werden. Und wie wenig es gelesen wird, ist öffentlich. Womit man bei der Frage wäre, warum etwas produziert werden soll, was nicht konsumiert, also offenbar auch nicht besonders geschätzt wird?

Solange es um Nachrichten geht, sind ethische Faktoren wichtig: Berichtet werden muss nicht nur, was gelesen wird, sondern auch, was wichtig ist. Oft genug ist das glücklicherweise dasselbe.

Warum soll etwas produziert werden, das nicht konsumiert wird?

Im Bereich der Kunst aber wird es künftig auch um die Frage gehen, ob nicht das, was nicht oder kaum konsumiert wird, notwendig ist, um jenes, das besonders beliebt ist, glänzen zu lassen oder überhaupt erst zu ermöglichen. Weil die drei Hits auf einem Album nicht strahlen ohne die übrigen zehn Songs; weil es das eine grandiose Werk eines Autors nicht gäbe ohne die Bücher von ihm, die lezenswert sind, aber im Grunde noch eher Vorübungen.

Im Silicon Valley lachen Programmierer über solche Vorstellungen. Was für eine romantische Vorstellung, was für ein lächerliches Argument jener mediokrinen Sänger, Schreiber, Autoren, die ahnen, dass es

nicht nur um ihre Produkte, sondern auch um ihre Jobs gehen wird. Und doch ist der kalifornische Plan nicht uninteressant: Die Nerds verlangen Innovationen in allen Bereichen. Aus zehn mittelmäßigen Tracks und drei Hits werden ihrem Verständnis nach dank exakter Berechnung dessen, was beim Publikum nicht ankommt, künftig eben zehn Hits und drei Megahits.

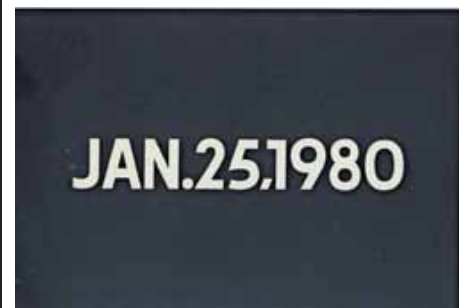
Dieser Effekt muss nicht für einen Sieg des Mainstreams sorgen. Umgekehrt nämlich sorgt der globale Markt dafür, dass insgesamt eine kleine Menge von Käufern ausreicht, um Inhalte herzustellen, die lokal und zeitlich beschränkt nur wenig Wertschätzung erfahren, aber global und auf Dauer ausreichend Fans haben. James Joyce' „Ulysses“ oder „2nd Cassette Demo“ der *Flaming Lips* dürfte es also auch in Zukunft geben. Und natürlich haben findige Entwickler gerade aus jenem, was nicht gehört oder gelesen wird, neue Geschäftsmodelle geformt. So kann man auf *Fogotify* jene vier Millionen der insgesamt 20 Millionen auf Spotify verfügbaren Songs anhören, die noch nie jemand angehört hat.

Erstaunlicher ist deshalb eher die Vision, dass eine große berechnete Erzählung entstehen könnte, die sich nicht aus der Kreativität der Autoren speist, sondern aus der Nachfrage der Konsumenten. Der Zufall könnte irgendwann wegfallen, die Eingebung des Rockstars nach ein paar Lines Kokain, der nächtliche Geistesblitz des Autors. Die wahren Stars werden diejenigen sein, die die Zahlen der Maschinen, die den Erfolg und Misserfolg von Produkten dokumentieren, umsetzen können in ein Werk, das genossen wird. Und zwar vom Anfang bis zum Ende.

Der Verweigerer

Der Konzeptkünstler On Kawara ist mit 81 Jahren gestorben

Der japanische Globetrotter verweigerte sich dem Betrieb, er blieb seinen Vernissagen fern, gab keine Interviews und wollte auch nicht fotografiert werden. Und doch stellte er das eigene Leben ins Zentrum seines Werks. Was aber weiß man davon? Aus den weit mehr als hundert Ländern, in denen er im Lauf der vergangenen 50 Jahre unterwegs war, verschickte On Kawara seit den späten Sechzigern regelmäßig Postkarten; darauf notierte er, ohne Gruß und persönlichen Wort, mit einem Stempel die Uhrzeit, zu der er am jeweiligen Tag aufgestanden war. So entstand die Serie „I got up“. Von 1968 bis 1979 warf der rastlose Reisende an jedem einzelnen Tag irgendwo auf der Welt eine solche Karte in den Briefkasten.



On Kawara: „Jan. 25, 1980“, eines seiner „Date Paintings“. ABB.: GALERIE RÜDIGER SCHÖTTLE

Kawara fand zudem andere Möglichkeiten einer konzeptuellen Kunst, sein Dasein zu dokumentieren. Er kopierte den Stadtplan seines Aufenthaltsortes und markierte darauf – in einer archaischen Art Street View lange vor Google – die Laufwege, die er an dem Tag zurückgelegt hatte („I went“). Und er verschickte Telegramme eigener Dringlichkeit: „I am still alive“.

Da er alle diese Existenznachweise an ausgewählte Protagonisten der Kunstwelt sandte wie Konrad Fischer, Kasper König, Joseph Kosuth oder John Baldessari, konnte er sicher sein, dass sie an der richtigen Adresse landen und also erhalten blieben.

Kaum ein Künstler der Gegenwart hatte einen so ausgeprägten philosophischen Sinn für Raum und Zeit, den 2002 auch die Besucher der Documenta erlebten, als dort professionelle Sprecher die Tage der seit 1970 entstandenen „One Million Years“ verlasen. In den Fünfzigerjahren hatte On Kawara noch in naturalistischer Manier Bilder über die Folgen der Atombomben von Hiroshima und Nagasaki gemalt, bevor er 1965 nach New York ging und mit einem Triptychon gegen den Vietnamkrieg protestierte, da schon in eindeutig reduzierter Form. Daraus ging kurz darauf die einzigartige Lebensserie des 1933 in Kariya geborenen Künstlers hervor: die *Date Paintings* der „Today“-Serie, mit der er den 4. Januar 1966 zu einem Stichtag der jüngeren Kunstgeschichte machte. Seitdem malte Kawara fast jeden Tag ein Bild, das das jeweilige Datum zeigt. In selbst aufgelegter Konsequenz und Disziplin stellte er diese Arbeiten bis Mitternacht fertig – oder er vernichtete sie.

In der Schreibweise des Ortes malte er das Datum auf einfarbigem Grund und schuf damit entleerte, von allem Ereignis gereinigte Erinnerungsbilder von ungewöhnlicher Akribie und Dichte. Diese Bilder wollen im emphatischen Sinn als Maleure angesehen, nicht bloß als kalendrische Information registriert werden. So mied On Kawara Schablonen für die weißen Lettern und Ziffern und zog die Konturen akribisch mit der Hand, womit er ihnen eine subtile Physiognomie verlieh. Auch die gedämpften Farben mischte er jeden Tag eigens neu an, weshalb kein Rot, Grau, Braun oder Blau eines *Date Painting* mit einem anderen identisch ist. In der Verzahnung der Daten mit dem monochromen Grund entstanden ebenso konkrete wie abstrakte, malerisch erfahrungsgesättigte Bilder, die Kawara in Kartons mit der Titelseite der Tageszeitung des Erscheinungsorts aufbewahrte.

Mit dem Anwachsen der „Today“-Serie verdichtete sich die Ahnung, dass jedes fertige *Date Painting* immer schon das letzte sein konnte. Am 10. Juli 2014 ist On Kawara im Alter von 81 Jahren in New York gestorben, mitten in den Vorbereitungen seiner großen Retrospektive im Guggenheim Museum, die im Februar 2015 eröffnet wird: Sie heißt „Silence“.

GEORG IMDAHL

NACHRICHTEN

Die renommierte Berliner **Fotogalerie C/O** wird am 30. Oktober im sanierten Amerika Haus wiedereröffnet. Zur Eröffnung ist unter anderem eine Ausstellung des US-Künstlers Will McBride geplant. Die Galerie hatte im März 2013 ihren Standort im Postfuhramt Berlin-Mitte verlassen müssen und war lange auf der Suche nach einer neuen Bleibe.

Die Schauspielerin **Zohra Sehgal** ist tot. Sie starb am Donnerstag im Alter von 102 Jahren in Neu Delhi. Sehgal stand mehr als 70 Jahre erst als Tänzerin, später als Schauspielerin auf Bühnen und vor Kameras.

In Leipzig wird es in naher Zukunft kein Freiheits- und **Einheitsdenkmal** geben. Der Wettbewerb soll beendet werden. Darauf hätten sich die Fraktionen von SPD, CDU und Grünen in einem gemeinsamen Antrag im Stadtrat verständigt, sagte der Fraktionsgeschäftsführer der Grünen, Ingo Sasama, am Freitag. Am Ziel eines Denkmals werde jedoch festgehalten, aber später und mit einem neuen Wettbewerb, so Sasama. **DPA**

Geschichten aus grauer Vorzeit

CIA und BND waren schon immer die besten Freunde

Wer durch die Heilmannstraße im Münchner Isar-Vorort Pullach fährt, wird nicht nur von einem betonharten, zweifellos hoheitlichen Bundesadler abgeschreckt, sondern auch davor gewarnt, die oben mit Stacheldraht bewehrten Außenmauern zu fotografieren. Dahinter befindet sich die ehemalige „Reichsiedlung Rudolf Heß“, in der seit 1947 der deutsche Auslandsgeheimdienst residiert. Sein Gründer Reinhard Gehlen war noch über das Ende seiner Dienstzeit 1968 hinaus um äußerste Klandestinität bemüht. Seine Leute hatten die Augen und Ohren überall, sollten aber selber möglichst unsichtbar bleiben.

Bei Gehlen wäre es undenkbar gewesen, dass, wie Ende Juni geschehen, ein Geheimer an der Pforte des Bundesnachrichtendienstes in Pullach vorgefahren wäre, mit einem Mercedes Cabrio zweifellos als Musteragent ausgewiesen, die Sonnenbrille so sportlich hochgeschoben, dass sie womöglich doch von dem ordentlichen Bauchansatz ablenkte, und sich mit schaukelndem Schritt auf die Wächter am Eingang zubewegte. Nach seinem Namen wurde der Agent gefragt, den er auch gehorsam nannte, doch leider konnte ihn der Pförtner auf seiner Besucherliste nicht finden. „Anderer Name?“, fragte der Pförtner, denn er wollte helfen, und der Agent nannte auch den anderen. Dann wurde er doch noch eingelassen. Ah, die gute alte Agentenherrlichkeit! Aber vielleicht ist eine solche Farce im Zeitalter nach den gloriosen Tagen von James Bond nur der Normalfall.

Auf die Kenntnisse des Reinhard Gehlen konnten die Amerikaner dann doch nicht verzichten

Das war natürlich nicht immer so. Männer, heißt es, machen Geschichte, und vielleicht stimmt das sogar manchmal. Am Ende des Zweiten Weltkriegs gab es im besiegten Deutschland drei Männer, die ihr Wissen, ihre Kenntnisse und ihre Begabung, das, womit sie es im Dritten Reich zu Ruhm und Ansehen gebracht hatten, an die Sieger verkaufen wollten. Der Rüstungsminister Albert Speer wusste genau Bescheid über die industriellen Ressourcen Deutschlands und hatte bereits die Pläne fertig, um das zerstörte Land wieder aufzubauen. Zu seiner Überraschung konnten die Amerikaner ihn aber gar nicht brauchen. Er wurde in Nürnberg zu 20 Jahren Haft verurteilt und musste sich damit begnügen, seinen Biografen das Braune vom Himmel herunter zu erzählen.

Dafür verwandelte der NSDAP- und SS-Angehörige Werner von Braun seine Erfahrung im Bau von mörderischen Fernlenkflugzeugen in die beste denkbare Friedensdividende, denn es waren seine Raketen, die 1969 die ersten Amerikaner auf den Mond schossen. Der dritte Mann war Generalmajor Reinhard Gehlen. 1945 offerierte er den Amerikanern die Informationen, die er als Wehrchef im Dienst seines Oberbefehlshabers Adolf Hitler über Osteuropa gesammelt hatte. Seine neuen Freunde flogen ihn nach Washington, schöpften ihn ab, aber wussten doch, dass Gehlen über Kenntnisse verfügte, auf die sie im aufbrechenden Kalten Krieg nicht verzichten konnten. Seine Organisation, in der zunächst vor allem die alten Kameraden aus der Wehrmacht, aber auch einige Dutzende ehemalige SS- und Gestapo-Angehörige Unterschlupf fanden, erhielt erst den Code-Namen „Rusty“, später „Zipper“. Gehlen selber wurde mit dem wenig

schmeichelhaften Tarnnamen „Utility“ versehen. Für die Amerikaner war er genau das, ein „Versorger“.

Das amerikanische Verteidigungsministerium ließ sich den Zuarbeiter einiges kosten. In den Schwarzmarktjahren wurde er mit allem versorgt, was begehrt war. Als 1947 ein eigenständiger amerikanischer Geheimdienst entstand, die CIA, wurde ihr die Betreuung Gehlens und seiner Leute zugeschoben. Verantwortlich dafür war James Crichtfield, der manchmal die Hände über dem Kopf zusammenschlug, weil Gehlen ungerührt auf die berühmtesten Kräfte von früher zurückgriff – aber gegen dessen Selbstbewusstsein kam er nicht an. Für ihn sei klar, schrieb der ehemalige General seinen Aufpassern, dass sich eine mechanische Übernahme amerikanischer Methoden bei ihrer Arbeit verbiete.

So kam es, dass von 1949 an, dem Jahr, in dem die Bundesrepublik gegründet wurde, ein zunächst als „Organisation Gehlen“ getarnter deutscher Geheimdienst entstand, bei dem die amerikanischen Millionen dafür sorgen sollten, dass „weder Gehlen noch einer seiner Untergebenen ihre hochgradig nationalistische Geheimorganisation gegen den Westen ausrichten würden“, wie der Zeithistoriker Timothy Naftali freundlicherweise feststellt.

Gehlens Organisation, die erst 1956 unter die Aufsicht der deutschen Bundesregierung gestellt wurde, allerdings ohne sich je vollständig von ihren großzügigen Paten in Übersee zu emanzipieren, war nicht die einzige, die von der CIA kontrolliert wurde. Mit der Legende, er sei desertiert, reiste 1943 der SS-Untersturmführer Paul Dickopf in die Schweiz aus und suchte Kontakt zur US-Botschaft in Bern. 1947 kehrte er als Vertrauensmann der Amerikaner nach Deutschland zurück und bereitete seinen Aufstieg in der neuen Kriminalpolizei vor. Als Konrad Adenauer und seinem Aufbau-Berater Hans Globke doch Bedenken wegen der vielen alten SS-Leute in den neuen Behörden kamen, petzt Dickopf beim größeren Bruder: Er habe sich veranlasst gesehen, notiert er in schönstem Sachbearbeiter-Deutsch, „die amerikanische Militärregierung von der Auffassung des Bundeskanzlers zu unterrichten“.

Dickopfs Ehrgeiz lässt sich mit Hilfe seiner Freunde leicht befriedigen. Im Bundeskriminalamt wird er ständiger Stellvertreter des Präsidenten und 1965 selber Chef. In seinem kunstledergebundenen Taschenkalender berechnet er jedes Jahr mit Kugelschreiber die aus seinem Einkommen erwachsenden Rentenansprüche; die monatlichen Leistungen, die der Verräter aus Washington bezieht, werden da allerdings nicht verzeichnet. Die CIA führt ihn unter dem Tarnnamen „Caravel“. Die Amerikaner schätzen seine Loyalität, und sie stören sich auch nicht daran, dass er die Suche nach untergetauchten Kriegsverbrechern wie Adolf Eichmann lieber unterlässt. 1968 wird Dickopf zusätzlich zum Interpol-Chef gewählt; die regelmäßigen Treffen auf internationaler Ebene erlauben eine unauffällige Kontaktpflege. Als Dickopf 1973 stirbt, zwei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem BKA, gedenkt man im CIA-Hauptquartier in stiller Dankbarkeit der „produktiven und angenehmen Beziehung mit Caravel“.

Das sind alles Geschichten aus grauer Vorzeit, als die Bundesrepublik Deutschland sich noch kaum das Recht auf Eigenstaatlichkeit erworben hatte. Heute wäre ein solches Aushorchen natürlich völlig unmöglich. **WILLI WINKLER**



Der große Bruder: Rockstar. Der kleine Bruder: Kabelträger. Matt (links) und Tom Berninger in der tragikomischen Film-Familientherapie „Mistaken for Strangers“.

FOTO: NEUE VISIONEN

Brüderliebe

„Mistaken for Strangers“ – eine Selfie-Doku über die Band The National

Tragen Rockstars auf der Bühne ihren Personalausweis bei sich? Dieser und weitere Fragen zur endgültigen Entmystifizierung des Rock-'n'-Roll-Mythos geht Tom Berninger in seiner Doku „Mistaken for Strangers“ nach.

Der Film ist sein Kinodebüt, zuvor hat Berninger skurrile Horrorkurzfilme im heimischen Garten gedreht – denn hauptberuflich war er in erster Linie: Stubenhocker und kleiner Bruder. Sein großer Bruder Matt ist Sänger der Indie-Band *The National*, die unter all den melancholischen Gitarren-Schrummelgruppen, die in den letzten anderthalb Jahrzehnten im Windschatten von *Coldplay* gediehen sind, definitiv zu den besten gehört. Ihre Konzerte sind, nicht zuletzt aufgrund des exzessiven Weingenußes ihres Leadsängers, ziemlich wilde Pop-Feste. Wie aber geht man als jüngerer Bruder mit dem Erfolg des älteren, wenn man es mit Anfang dreißig selbst noch nicht einmal geschafft hat, daheim auszuziehen? Die Lösung in der Familie Berninger lautet: Selfie-Filmtherapie.

2010, zur Tour ihres Albums „High Violet“, das der Band ihren großen Durchbruch bescherte, lud Matt Brüderchen Tom ein, die Band als Roadie zu begleiten. Doch Tom wollte weder das Catering bestücken noch Mikrofonkabel tragen. Stattdessen packte er seine kleine Digitalkamera aus und begann sein Doku-Projekt, dass er nun, vier Jahre später, fertiggestellt hat.

Zunächst gab Tom sich noch große Mühe, allen Klischees eines anständigen Rockband-Films gerecht zu werden – was er aber enttäuscht aufgab, als er feststellte, dass im Backstage-Raum von *The National* weder gekostet noch gevögelt wird. Weshalb „Mistaken for Stangers“, benannt nach einem *The-National*-Song, nun ein sehr tragikomischer Brüderfilm geworden ist. Darüber zum Beispiel, dass die Fünfmanntruppe neben Sänger Matt ausgerechnet aus zwei Brüderpaaren besteht,

Die Doku ist ein Musterbeispiel für den Selfie-Trend, der uns im Kino noch oft begegnen wird

und Roadie-Bruder Tom sich dadurch besonders stiefmütterlich behandelt vorkommt. Aus dieser Perspektive des eingeschnappten kleinen Bruders gelingt ihm eine dermaßen anti-ehrfürchtige Annäherung an die Band, dass es inmitten der widerspruchsvollen Selbstbeweihräucherung, zu der viele Band-Dokus mittlerweile tendieren, eine große Freude ist.

Während die cool distanzierten Rockjournalisten von Stadt zu Stadt immer wieder die gleichen, langweiligen Rockjournalisten-Fragen stellen – was Berninger, selber ganz gelangweilt, auch ein paar Mal zeigt –, will er lieber wissen, ob die Jungs ihren Personalausweis bei sich tragen, wenn

sie vor 6000 kreischenden Fans spielen (ja, ganz normal, in der Brieftasche). Oder warum sie eigentlich diese weinerliche Mädchen-Musik spielen müssen, wenn sie doch auch herrlichen Metal aus ihren Gitarren prügeln könnten. Rücksicht nimmt er bei diesen Verhören und Beobachtungen vom Bühnenrand aus weder auf die Band noch auf sich selbst – zum Schluss rennt er mit seiner Kamera sogar zu Mama und Papa, um den Bruderkonflikt noch mal aus elterlicher Sicht aufzuarbeiten.

Auch wenn aus diesem stoischen durchgezogenen Selfie-Projekt vor allem wegen des berühmten Bruders ein Kinofilm wurde, ist „Mistaken For Strangers“ gerade durch die Würstigkeit, mit der er gemacht worden ist, auch ein Musterbeispiel für das, was uns im Kino künftig wohl noch häufiger begegnen wird. Denn all die Selbstauswertungskünstler, die nur ihr Ich in den Mittelpunkt ihres Schaffens stellen – so wie es ihnen durch ihre Smartphones beigebracht wurde, die den Subjektivismus von Bühnenrand erklären –, wird man auch ohne Star-Bruder nicht dauerhaft vom Vertrieb ihrer privaten Bildproduktion abhalten können. **DAVID STEINITZ**

Mistaken for Strangers, USA 2013 – Regie, Kamera: Tom Berninger. Schnitt: Carin Besser, Tom Berninger. Mit: Matt Berninger, Tom Berninger. Verleih: Neue Visionen, 75 Minuten.